Dornröschen

der älteste deutsche Volksmythus.

Ein Beitrag zur Sagenforschung

von

F. M. Hauswald.

Berlin, 1867.
Verlag von Friedr. Schulze's Buchhandlung.
Friedrichstraße 193.

Dornröschen

[illegible] deutsche Volksm[illegible]

[illegible]

von

[illegible]

Berlin, 1867.
[illegible] von [illegible] Schulze's Buchhandlung.
[illegible]

Dornröschen

der älteste deutsche Volksmythus.

Ein Beitrag zur Sagenforschung

von

F. M. Hanswald.

Berlin, 1867.
Verlag von Friedr. Schulze's Buchhandlung.
Friedrichstraße 193.

Herrn Dr. Klaus Groth,

Professor an der Hochschule zu Kiel,

als Zeichen herzlicher Freundschaft

gewidmet.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter verdanken ihre Veröffentlichung den aufmunternden Worten des ehrwürdigen Friedrich Rückert, der dem Verfasser unter dem 14. December v. J. über die ihm zur Beurtheilung vorgelegte Abhandlung die folgenden Zeilen sandte: „Allen Respekt vor solcher Mythenforschung und Darstellung aus einem neuen, mir fremden Gesichtspunkte. Die tief eingehende Entwicklung und Ausführung hat mich lebhaft angeregt und erfreut; und damit sie das Vielen thue, wünscht' ich sie baldigst gedruckt."

Möge die Theilnahme, die der seitdem heimgegangene Dichter diesem Versuche zuwandte, ihm jetzt auch in weiteren Kreisen eine freundliche Aufnahme bereiten!

Schmiedeberg, Prov. Sachsen,
den 21. Novbr. 1866.

F. M. Hauswald.

Inhalt.

1.

Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser an's Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch soll erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst Du eine Tochter zur Welt bringen." Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König sich vor Freude nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht blos seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber

nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was auf der Welt nur zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben gethan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und todt hinfallen." Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt."

Der König, der sein liebes Kind vor so großem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl aus-

gehen, daß die Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämmtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte.

Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren, und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah die Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen," sprach die Königstochter, „was machst du da?" „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging

der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß, der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, sanken nieder und schliefen ein, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahnen auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen

schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war aber alle Mühe vergeblich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder los machen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen." Der gute Alte rieth ihm ab, aber er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren gerade die hundert Jahre verflossen,

und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Hecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen; auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er in's Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Thron lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er konnte es auch nicht lassen, bückte sich und gab ihm einen Kuß. Kaum hatte er es mit dem Kuß berührt, so schlug Dorn-

röschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen in's Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da ward die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Grimm.

2.

Die Deutung.

Wem wäre diese edelste Perle deutscher Märchendichtung wohl unbekannt? — Wie kraus und verworren ist gleichwohl noch immer ihre Deutung! — Den sichersten Griff unter allen Auslegern hat unbedingt unser nun entschlafener Dichterfürst gethan, der in jener holden Königstochter seine eigene Himmelsbraut, die deutsche Poesie, erblickte. Allein die Anwendung des Gegensatzes zwischen der spinnenden Alten und der zarten Fürstin auf die wahre Poesie und die Stubenpoesie ist offenbar eine äußerst gezwungene. Das Gelungene an Uhland's Erklärung hat seinen Grund in der geschichtlichen Entwickelung unseres Märchens.

Obgleich älter als jedes andere deutsche Märchen, strahlt Dornröschen doch für alle Zeiten im golde-

nen Morgenroth seiner Entstehung. Sollten die Deutschen jemals aus der Reihe der selbstständigen, herrschenden Nationen zurückgedrängt werden, würde trotzdem ihr Ruhm fortklingen wie in tausend unsterblichen Liedern, so ganz vorzüglich auch im Volksmythos von der tief schlafenden Prinzessin. — Wo ist aber die Rose entsprossen, deren Duft alle Herzen erlabt? — Wo anders, als auf den paradiesischen Gefilden unserer Urheimath, in Indien. Als eine köstliche Mitgift trugen unsere Altvordern sie vom Himalaya über den Kaukasus und pflanzten sie im Schatten des Urwalds, der ihnen zur neuen Heimath beschieert war. Sicherlich hat dieser Wechsel des Standorts seinen unvertilgbaren Einfluß auf die äußere Gestalt unseres Märchens geübt. Der kräftige Gegensatz zwischen dem Sommer und Winter der neuen Heimath schmiegte sich dem in der Dichtung gegebenen Gegensatze viel zu innig an, als daß er nicht zur Ausschmückung des letzteren lebhafte Züge hätte hinzubringen sollen. Hierher dürfte im Märchen namentlich die drollige Ausdehnung des andauernden Schlafes auf die Elemente der Natur und auf das gesammte Thierreich zurechnen sein. — Dagegen wuchert das Pflanzenreich

ungestört fort. Dieser auffällige Umstand widerspricht nachdrücklichst der rein naturhistorischen Deutung.

Bei jenem Wechsel der äußeren Verhältnisse blieb aber der Kern unseres Märchens der unverfälschte, ursprüngliche. War dies schon wunderbar, so ist es doch noch bei weitem merkwürdiger, daß auch die viel mächtigeren Einflüsse des an die Deutschen in ihren neuen Wohnsitzen hinantretenden Christenthums an diesem Kerne nichts veränderten, sondern demselben vielmehr zu seinem letzten, endgültigen Gepräge verhalfen, welches er in der Blüthezeit der Minnedichtung erhalten hat. Dies eigenthümliche Verhalten läßt auf eine tief innere Uebereinstimmung der im Märchen verschleierten Menschen-Weisheit mit der offenbarten Wahrheit des Christenthums schließen. — Klar und deutlich scheidet sich übrigens vor dem geübten Blicke der ursprüngliche Mythos der Volkspoesie von jener Ausschmückung des äußeren Gewandes, der sich ein Kunstjünger der ersten Glanzperiode der deutschen Literatur nicht ohne Geschick unterzog. Schwimmt schon die neue Zuthat als leichter Schaum auf dem gediegenen Golde der Urdichtung, so bleibt diese Bearbeitung doch die letzte, kunstgerechte Fassung, welche der Edelstein zum

Schutze gegen alle Unbilden der kommenden Zeiten erhielt.

Diese doppellebige Natur unseres Märchens hat Uhland richtig herausgefühlt. Während er jedoch die in der vorliegenden, letzten Bearbeitung waltende Herrschaft der durch Meisterhand geschaffenen Form über eine durch dies Gewand noch hindurch schimmernde ältere Gestalt bemerkte, fand er zugleich im Märchen den Sieg des guten Princips über das böse dargestellt. Dies gleichzeitige Entgegentreten der Gegensätze mag ihn wohl zu dem Irrthum veranlaßt haben, dieselben für identisch zu halten, und sie schließlich gemeinsam, rein formell auf die echte deutsche Poesie und die Stubenpoesie zu deuten. — Die specielle Ausführung dieser Deutung läßt dieselbe jedoch völlig unzulänglich und großen Theils sogar als entschieden verkehrt erscheinen. Oder macht Uhland's eigenste Zuthat, die Schilderung des Treibens der Stubenpoesie, nicht denselben komischen Eindruck, wie die joviale Detailmalerei des Minnesängers? — Obgleich sicherlich ein Jeder in Bezug auf diese entartete Poesie mit Uhland in den frommen Wunsch einstimmt:

Gott schenk' ihr Ruh' in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag!

so würde doch gerade die Bekanntschaft der ursprünglichen Gestalt des Dornröschens für uns vom höchsten Interesse sein. — Im großen Ganzen war freilich Uhland der einzig richtigen Deutung unseres Märchens stark auf der Spur, denn die zweifache Blüthe der deutschen Poesie wurzelt in der That in zwei verschiedenen Auffassungen von der Stellung und Sendung des Weibes, deren eine, wie unten näher gezeigt werden soll, ihre vollständige Darstellung im „Dornröschen" gefunden hat, während auf die andere und zwar die höhere Auffassung durch das Wiedererwachen des Dornröschens wenigstens hingewiesen ist. Mit Recht galt darum Uhland's Deutung als die geistreichste und passendste unter allen bisher bekannten. Um jedoch zur obersten und letzten Bedeutung unseres Märchens zu gelangen, genügt es nicht, dasselbe durch die Naturhistorie und Literarhistorie allein zu beleuchten, sondern es muß zu diesem Behufe in das volle Licht des göttlichen Wortes gestellt werden. —

Das schlafende Dornröschen ist Niemand anders, als die Repräsentantin der von der Sünde bis zum Tode verwundeten Menschheit; als königlicher Bräutigam, der sie durch einen Kuß aus den Banden

des Sündenschlafes erlöst, naht der Friedefürst Jesus Christus. Die Dornen, durch die er dringen muß, bedeuten sein bitteres Leiden, worin ihm ja eine Dornenkrone auf sein Haupt gedrückt wurde; die blutrothen Rosen erinnern an seine heilsamen Wunden: — so erscheint unser Märchen, als die aus dunkler Ureriunerung und hoffnungsvoller Ahnung gewobene, älteste indogermanische Mythe vom Sündenfalle und von der Erlösung der Menschheit.

Vergleichen wir die biblische Erzählung vom Sündenfalle und der Erlösung mit der Darstellung im Märchen, so ergeben sich auffallende Uebereinstimmungen, aber auch gar bezeichnende Abweichungen zwischen der semitischen und der indogermanischen Anschauung und Auffassung.

Beide stimmen überein in der Lehre von der Herbeiführung der Sünde und des Heils durch höhere, geistige Wesen; ferner geschieht in beiden Fällen die erste sündliche That durch das Weib; so folgt der Sünde die Verwilderung der Natur und der Tod auf dem Fuße nach; selbst das „in die Ferse stechen" bietet noch eine Analogie. Wie verschieden ist aber in beiden Fällen das Weib hingestellt. Die Augenlust bewirkte zwar nach beiden

Schilderungen die erste Sünde, nach der biblischen Historie jedoch so, daß das Weib der Lust mit vollem Bewußtsein von der Strafwürdigkeit ihrer That Folge leistete, ja sogar durch Darreichung der verbotenen Frucht auch noch den Mann mit zur Sünde verführte; dagegen läßt der indogermanische Mythos das Weib viel unverschuldeter in das Verderben gerathen, dennoch ist mit dem Weibe zugleich das ganze Geschlecht, sogar ohne weiteres Dazuthun der übrigen Personen dem angedrohten Verderben verfallen. — Das Weib erscheint sonach in der göttlichen Urkunde als der schwächere, dabei jedoch völlig gleichberechtigte, in der indogermanischen Mythe hingegen als der höher gestellte und dennoch weit erlösungsbedürftigere Theil des völligen, ganzen Menschen. — Beide Auffassungen schließen sich keineswegs gegenseitig aus, sondern müssen sich vielmehr zur rechten Würdigung der dem Weibe von Gott angewiesenen Stellung geistig durchdringen. — Nur so läßt sich die oben angedeutete Pietät des gegen heidnische Lehre doch sonst so intoleranten Christenthums gegenüber unserem Volksmythos genügend erklären.

Das orthodoxe Judenthum, wie der größte Theil

der Heidenwelt, erniedrigte bekannntlich das Weib tief unter den Mann.

Die Durchdringung jener zwiefachen Anschauung von der Stellung des Weibes fand ihre geschichtliche und künstlerische Darstellung in der zwiefachen Blüthezeit der deutschen Poesie. Die erste Glanzperiode derselben war noch vorwiegend auf indogermanische Überschätzung der Weiblichkeit gegründet; deswegen trat auch der christlich-biblische Grundsatz dieser Richtung so entschieden entgegen, namentlich dem völlig unberechtigten Ausläufer derselben, der sinnlich weibischen Dichtung. Als boshafter Rückschlag des überwundenen heidnischen Princips gegen das obsiegende Christenthum muß der darauf in die abendländische Kirche sich eindrängende Marienkultus betrachtet werden. — Die zweite Glanzperiode unserer Literatur, wiewohl in mehreren ihrer Hauptträger dem Kirchenwesen stark abgekehrt, erfaßte dennoch in Folge der Jahrhunderte langen Einwirkung des Christenthums die Stellung des Weibes weit richtiger; thatsächlich wurde vielfach edle Weiblichkeit in dieser zweiten Periode, im Gegensatze zur ersten, eher unter- als überschätzt. — Lehrreiche Blicke gewährt dieser Gesichtspunkt zugleich in die ausländische Lite-

ratur; er zeigt, wie nahe die italienischen und englischen Meister (Dante, Shakspeare) dem Ziele in der Darstellung vollendeter weiblicher Charaktere gekommen sind; die klägliche Rolle, welche hierneben der französischen Poesie zufällt (Voltaire's Pucelle), ist weniger in der unwürdigen Stellung der französischen Frauen, als in der des Mannes zu Familie, Gemeinde, Staat und Kirche begründet.

Ueber den anderen Danpttheil der Heilsgeschichte, die Erlösung, giebt die göttliche Urkunde zunächst das dreifache Zeugniß von der Fassung des göttlichen Rathschlusses, der Vorherverkündigung und der Erscheinung des Heils; diese drei Stücke sind auch im Volksmythos besonders markirt; dagegen schweigt er im Gegensatze zur Schrift fast gänzlich von der künftigen Vollendung des Heils.

Nach beiden Darstellungen ist der Erlöser ein vom Weibe geborner Menschen- und Königs-Sohn, mit gleicher Entschlossenheit tritt er in beiden Fällen hervor; — während aber der Gottessohn mit klarem Bewußtsein seiner göttlichen Sendung den von Ewigkeit her bestehenden Rathschluß vollbringt, wird der Prinz im Märchen zwar mit durch seine Achtsamkeit, dabei aber doch mehr zufällig, etwa durch

die Jagd, an den Ort der That geführt. — Beidemal ertönt der Warnungsruf menschlicher Schwäche: „Das widerfahre Dir nur nicht!“ — allein, die Zeit war erfüllt. Zwischen der zwiefältigen Opferthat selbst möchte sich schwerlich eine andere Analogie aufstellen lassen, als das im Märchen schließlich zwar verneinte, immerhin aber als Möglichkeit gesetzte „im Kusse sterben.“ Nach der Volkssage bringt ja die ungezügelte Liebe zum Todten den Liebenden den Tod (Bürgers Lenore). Als vollendetes Faktum konnte dies Motiv freilich nur der von der christlichen Idee der Auferstehung getragene Dichter mit künstlerischer Berechtigung anwenden (Romeo und Julia); im heidnischen Volksmärchen fällt Aufwachen und Auferstehung zusammen, und folgerichtig schließt sich daran ein seliges Leben im diesseits wieder erschlossenen Paradiese.

Eine specielle geschichtliche Erläuterung der ewigen Interessen der Menschheit, welche im vorliegenden Mythos und in der biblischen Historie von verschiedenen Standpunkten aus ihre Darstellung gefunden haben, konnte selbstverständlich in dem engen Rahmen dieser Abhandlung nicht gegeben werden; der nächste Zweck dieser Zeilen ist aber dann schon

erreicht, wenn die darin aufgestellten Grundzüge für die Deutung des Mythos mit dazu beitragen, dem Volke sein heiliges Recht auf sein herrliches geistiges Eigenthum im Sinne jenes edlen sprachforscherischen Brüderpaares, dem wir die Renovirung dieser Ur-Dichtung verdanken, durch vermehrte Aufnahme derselben in die Sammelwerke der deutschen Literatur und in die Schul- und Volkslesebücher für alle Zukunft zu sichern und immer völliger zu gewähren.

3.

Märchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie,
Ich hab' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem schönen Fürstenkind,
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die erste sprach behende:

„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe Dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich.“

Die andre sprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe Dir meinen Segen,
Der heilt den Todesstich;
Der wird Dich so bewahren,
Daß süßer Schlaf Dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königssohn Dich weckt.“

Da ward in's Reich erlassen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein,
Und sie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind

In dumpfer Kammern Mitte,
Noch sonst, wo Spindeln sind;
Nein! in den Rosengärten,
In Wäldern, frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Geberde züchtig,
In Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel stolze Ritter gingen
Der Holden Dienste nach,
Heinrich von Osterdingen,
Wolfram von Eschenbach.
Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und sangen widerstreit.
Sie sangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebessinne,
Von süßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Wiederhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben frischen Sang.
Der Senne hat gesungen,
Der über den Wolken wacht,
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön,
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die Zarte ganz allein,

Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken spann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.
Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist Du, mit Vergunst?"

„Man nennt mich, schönes Liebchen!
Die Stubenpoesie;
Denn aus dem trauten Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos,
Meine alte, blinde Katze,
Die spinnt auf meinem Schooß.

Lange, lange Lehrgedichte,
Die spinn ich recht mit Fleiß,
Flächsene Heldengedichte,

Die haspl' ich schnellerweis'.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyrischen Schwung,
Meine Spindel spielt Komödie
Mit Tanzbelustigung."

Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach,
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach;
Und an der morschen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man sie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.

So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, schon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein.
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben
Da spann sich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren,
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerschaaren
In's Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen,
Ob all dem hohen Wald,

Für graue Thürm' und Zinnen
Von seltsamer Gestalt?"

Am Wege stund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß.

Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit den Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen
Da war es wieder Wald,

Da sangen in den Bäumen
Die Vögel manigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch erschien.

Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, in's Kreuz geschlagen,
Die Hellebarden vor,
Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldenem Saitenspiel.
Hochmächtige Gestalten,
Geschloßnen Auges, stumm,
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeschmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht.

Der Königssohn, zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
An ihren Mund so mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, süß und warm,
Und als sie ihn umwunden,
Noch schlummernd, mit dem Arm.

Sie streifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Und hob, so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht,
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,

Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,
Weckt der Gesänge Lust;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in seiner Brust,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieser goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie!"

Die Alte sitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,

Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat sie der Schlag;
Gott schenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngsten Tag!

Uhland.

4.

Die Mythe im Nibelungenliede.

Es war eine Königin gesessen jenseit der See, herrlich in wunderbarer Schönheit, aber auch herrlich in wunderbarer, fast unheimlicher Kraft; mit Männern, die ihre Minne begehrten, warf sie um diese Minne die Lanzen, schleuderte sie den Wurfstein und sprang dem geworfenen Steine nach in kühnem Sprunge; nur dem, der ohne Wanken in jedem dieser drei Spiele sie besiegte, wollte sie sich ergeben. Wer unterlag, verlor das Haupt. Schon mancher Held war umsonst gefahren nach der Minne der starken Kampfjungfrau Brunhild, um niemals wiederzukehren; da beschließt der König Gunther von Burgundenland, das Leben um ihre Minne zu wagen und fordert Sigfried auf, ihm bei der Werbung zu helfen. Sigfried sagt es zu, wenn Gunther ihm

seine Schwester Kriemhild zum Weibe geben wolle; Gunther gelobt, dies zu thun, sobald Brunhild in sein Land werde gekommen sein. Mit einem Eid wird dieser Bund bekräftigt und das Schiff zur Abfahrt gerüstet: goldfarbene Schilde und reiche Gewande werden an das Gestade getragen, und aus den Fenstern schauen die trüben Augen minniglicher Kinder den Helden nach, die unter dem schwellenden Segel am Ruder des Rheinschiffes sitzen. Denn Sigfried, der kundige Seefahrer, führt selbst das Steuerruder und Gunther ergreift selbst die Ruderstange. Nach zwölftägiger Fahrt kommen sie an vor dem Isenstein, wo Brunhilde herrscht. In fremder, unheimlicher Pracht ragen sechsunddreißig Thürme an dem Seegestade empor, drei weite Paläste (Wohnhäuser) und einen großen Herrensaal umschließend, alle von grünem Marmorstein erbaut. Nur Sigfried allein ist dieses ferne Land, ist diese wunderbare Burg, ist die stolze Bewohnerin und Herrin selbst bekannt. Und auch die hehre Maid kennt den Helden, der sich ihr nahet, wohl, nur zu wohl: „Seid willkommen," sagt sie, ohne erst zu fragen, wer er sei, „seid willkommen, Herr Sigfried, hier in meinem Lande; was bedeutet eure Reise? das möcht

ich gern wissen.“ „Da steht,“ entgegnet Sigfried der Fragenden, „Gunther, ein König bei dem Rhein, der deine Minne zu erwerben begehrt; er ist mein Herr, ich sein Mann, um deinetwillen kommen wir.“ Jetzt beginnen die Kampfspiele; Gunther aber, unfähig, gegen die dämonischen Kräfte der starken Jungfrau sich zu behaupten, wird von Sigfried vertreten. Dieser hüllt sich in seine Tarnhaut (den unsichtbar machenden Ueberwurf), um unsichtbar für Gunther die Kämpfe zu bestehen; Gunther soll nur Scheinkämpfer sein. Der Königin Brunhilde trägt man ihren ungefügen Ger, mit dem sie zu allen Zeiten zu schießen pflegte, mit schwerer Stange und breitem Eisen, das an seinen drei Ecken grimmig schneidet, herbei; herbei auch in den Kampfkreis einen ungeheuren, runden Wurfstein, an dem zwölf Helden zu tragen haben. Sie windet die Aermel auf an den weißen Armen, faßt den Schild, zuckt den Ger aufwärts — da beginnt der Streit. — Gunther, dem Sigfried gleich wie den Andern unsichtbar ist, bebt vor der schrecklichen und doch begehrten Gegnerin; da naht ihm Sigfried, läßt sich den Schild von Gunther geben und heißt ihn nur die Geberde des Kampfes machen, und wie freut

sich Gunther, als er Sigfrieds helfende Nähe bemerkt! Jetzt schleudert die Walküre den Speer, und die Funken fliegen, wie vom Wind gewehte Flammen von dem Schilde des Gegners, in welches der Speer einschlägt; Sigfried wankt, aber bald steht er wieder fest und schleudert mit noch wilderer Kraft den Speer nach der Jungfrau. Sie fängt ihn mit dem Schilde, aber sie fällt. „Habe Dank für den Schuß — ruft die Gewaltige, sofort wieder aufspringend — habe Dank, edler Ritter Gunther!“ Und zornig, besiegt zu sein, eilt sie nach dem Steine, ergreift ihn, schwingt ihn mit gewaltigem Arme, schleudert ihn weit hin und springt dem geworfenen Steine mit fliegendem Kriegssprunge nach und über ihn hinaus, daß laut ihr Eisengewand erklingt. Aber der kühne, kräftige Sigfried, langen und schnellen Leibes, faßt augenblicklich den Stein, schwingt ihn und wirft ihn weit über die Kämpferin hinweg und im Wurfe springt er, den König noch dazu unter dem Arme tragend, mit übermenschlichen Kräften den ungeheuren Sprung, weiter noch als die Walküre gesprungen war. Und diese wendet sich augenblicklich zu ihrem Heergefolge: „Mage und Mannen, kommt heran, ihr sollt König Gunther

alle werden unterthan.“ Es wird zur Heimfahrt sich gerüstet und nachdem Sigfried erst noch sein Nibelungenreich besucht, Mannen von dort aufgeboten und reiche Schätze mitgenommen, fahren die Helden, Sigfried als Verkünder des gewonnenen Sieges und der heimkommenden Königin des Landes voran, über die See den Rhein aufwärts nach Worms zurück. Das Ziel ist erreicht: wie Brunhilde mit Gunther, so wird Kriemhild mit Sigfried verlobt; in des Helden Arme wird gelegt das minnigliche Kind und im Angesichte der Könige und der Gefolgsherren giebt und empfängt die Braut den ersten, den Verlobungskuß.

Aber den Glücklichen gegenüber sitzt finstern Antlitzes das andere Paar, Gunther und Brunhild; Thränen fallen über die lichten Wangen der schönen, hohen Brunhild. Erstaunt und besorgt, weil schlagenden Gewissens, fragt Gunther nach der Ursache der Thränen; und Brunhild giebt zur Antwort: „Um Kriemhild, deine Schwester, weine ich, daß du sie nicht einem Könige, sondern einem deiner Mannen gegeben, und durch die Heirath mit einem Eigenholden erniedrigt hast.“ „Seid still, schöne Frau,“ entgegnet Gunther, „das will ich euch zu

andrer Zeit erzählen, warum ich Sigfried meine Schwester gegeben habe: sie wird mit diesem Helden ein fröhliches Leben führen."

Damit ist der erste Wurf des unheilvollen Knotens geschürzt, doch weder sogleich vollständig, noch ganz so, daß wir auf den ersten Blick seine tiefsten, geheimsten Windungen durchschaueten. — Wir bemerkten vorher, daß Sigfried und Brunhild bei ihrem ersten Zusammentreffen, welches uns hier erzählt wird, sich gegenseitig bekannt sind; wir sehen hier Brunhild um einer Veranlassung willen über Sigfried's Vermählung weinen, die sichtlich nur Vorwand ist — denn daß Sigfried ein König ist, gleich Gunther, konnte sie auf die erste Frage erfahren, ja sie mußte es bereits wissen. Gunther giebt die ausweichende Antwort eben so augenscheinlich nur darum, damit er sich selbst nicht bloßstelle. Wir vermuthen leicht, nnd meine Leser werden's längst ohne meine Bemerkungen errathen haben: Brunhild hat ältere Ansprüche auf Sigfried; die längst erloschene Liebe wacht jetzt in glühenden Flammen der Eifersucht wieder auf. Und so ist es. Hier greift noch die uns sonst unsichtbar gewordene Hand altheidnischer Göttersage herein in unsere

Heldensage, und zeichnet gleichsam ihr Fluchwort an die Wand, mit schwerer Ahnung, mit zuckendem Entsetzen die Herzen aller Anwesenden erfüllend. Brunhild — so wissen wir aus den nordischen Sagen, welche die heidnische Gestalt dieses ursprünglich in Deutschland heimischen Mythus uns aufbewahrt haben — Brunhild ist, wie ich sie schon zu nennen mir erlaubte, eine Walküre, eine Schlachtjungfrau des höchsten Gottes der germanischen Welt, Wuotans (seltsamer Weise besser bekannt unter dem fremden Namen Odin), und dieser hat sie durch einen Stich mit dem zauberhaften Schlafdorn in den Schlaf versenkt und mit einem Walle von riesigen Feuerflammen, in eine Waberlohe, zur Strafe eingeschlossen. Da nahet — nicht der Held, sondern der heitere siegmächtige Gott, der Sonnengott und Frühlingsgott, Sigfried, Sigfried der Welsung, der Gott der Naturherrlichkeit mit den sonnenhellen leuchtenden Augen, durchbricht den Flammenwall, erweckt und erlöst die Eingeschlossene, und vermählt sich mit ihr, der Sonnengott mit der Erdenjungfrau. Aber nur kurz ist die bräutliche, die hochzeitliche Freude — Sigfried scheidet, scheidet für immer von der jungen Braut, wie das Jahr in seinem nie ver-

weilenden, erbarmungslosen Fortschritte sich scheidet von der ersten Liebe des grünenden Frühlings, um sich hinzuneigen zur zweiten Liebe des glühenden Sommers.

Ich habe gewiß kaum nöthig zu erinnern, daß ich auch mit diesem Mythus keinesweges etwas ganz Neues erzähle: noch heute lebt ja die gewaltige im Flammenwall eingeschlossene Wallküre in unserm Munde, entkleidet freilich ihrer Stahlwaffen, entkleidet ihrer strengen, hohen Herrlichkeit, entkleidet auch ihres Flammenhortes, und verwandelt in eine wunderliebliche, verzauberte Jungfrau, die, von einer Spindel gestochen, hinter einem Dornenwall schläft, bis der erlösende Held kommt. Es ist das heitere Märchen vom Dornröschen, in dem wir heute noch die tiefsinnigen Sagen unserer heidnischen Väter wiederholen.

Vilmar.

5.

Mythe und Sage.

Nichts ist interessanter zu beobachten, als der allmähliche Uebergang der Mythe in die Sage. Während jene der Kindheit des Menschengeschlechts in der Art gemeinsam eigen ist, daß alle von ein und demselben Menschenpaare abstammenden Völker offenbar nur verschiedene Stücke ein und desselben großen Urmythos mehr oder weniger treu bewahrt haben, erwuchs die Sage erst mit dem erwachenden besonderen Volksbewußtsein, wie sich dies z. B. beim jüdischen Volke bald nach der Zeit der Erzväter zu erkennen giebt. Dem Ursprunge nach ist also die Mythe weit älter als die Sage; nur darf hierbei nicht übersehen werden, daß nach dem einmal erfolgten gemeinsamen Auftreten der Mythe, Sage und Geschichte, jene beiden in das übereinstimmende

Verhältniß zur Geschichte traten, welches Grimm in der Vorrede zu den deutschen Sagen ganz treffend als „ein Nachrücken in rechter Ferne" bezeichnet hat.

An derselben Stelle heißt es im Besondern: „Die stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen uns die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit

würden ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen."

Jenes Nachrücken geschieht mithin in der Weise, daß die einmal vorhandenen Mythen- und Sagen-Stoffe in ihren Hauptpunkten treu bewahrt werden, zugleich aber immer neue Glieder zu jenen älteren hinzutreten; dabei greifen Geschichte, Sage und Mythe oft derart in einander, daß in vielen Fällen gar nicht mehr zu bestimmen ist, welches von den dreien vorliegt; Grimm führt als Beispiel hierzu „Frau Holle" an. — Das besondere Verhältniß der Sage zur Geschichte anlangend, hebt er ausdrücklich hervor, daß jene einmal an Stellen umgeht, welche diese längst nicht mehr erreichen kann, zugleich aber auch die an sich untrennbar gewordene Sage zuweilen, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines andern Flusses, im Geschichtsberichte noch lange zu erkennen ist.

Nach unserer Beobachtung findet nun dieser letzte Umstand bei dem die Heldensagen an Alter noch weit überragenden Mythos gleichfalls statt. Es müßte sich bei diesem sogar das zwiefache Einmünden zunächst in die Sage und mit dieser als-

dann gemeinsam in die Geschichte zeigen lassen, wenn nicht bei dem letztern Zusammenfließen die beiderseitigen Wogen bereits so sehr untermischt wären, daß wir uns wohl für alle Zeit werden darauf beschränken müssen, im Sagenflusse den besonderen Mythenquell der Urzeit sicher nachzuweisen. „Mare" ist der altdeutsche Ausdruck für Mythe. Im Märchen vom Maredrücken bedeutet Mare ein überirdisches, geistiges, den Menschen völlig überwältigendes Wesen, wo nicht der Gegenstand der höchsten irdischen Liebe darunter verstanden werden muß. Dieselbe Wurzel findet sich im lateinischen „mare" und in „Maria"; auch diesen beiden Namen liegt der Begriff des Fließenden und Allumfassenden zu Grunde. Nach dem Einmünden der Mythe in die Sage entsproßte der Stammform „Mare" der Plural „Mären"; aber erst weit später, beim Auftreten der geschriebenen Geschichte, entstanden die Verkleinerungsformen „Märchen" und „Märlein" mit besonderem Bezug auf die zu derselben Zeit in Aufnahme kommenden spöttischen Bedeutung der Wurzel „mären."

Zum Beweise der oben angeführten Behauptung dürfte es genügen, den Uebergang des im Vorigen

gedeuteten Urmythos in die deutsche Heldensage kurz darzulegen.

Was Vilmar in dem vorstehenden Abschnitte seiner Literaturgeschichte über diesen Vorgang beibringt, ist ganz vortrefflich; um so wunderlicher klingt aber die darauf folgende Bemerkung, die älteste Gestalt der Sigfriedsage, ihr mythischer Hintergrund, sei im Nibelungenliede, wie es uns erhalten ist, entweder vorausgesetzt, oder absichtlich unterdrückt, oder er sei zu der Zeit, als das Lied seine jetzige Gestalt erhielt, schon so verdunkelt gewesen, daß die Erzählung sich nicht mehr darauf habe einlassen können. Nichts von alledem kann zugegeben werden. Der Mythos vom Dornröschen ist vielmehr so naturgemäß in die Helden-Sage übergeflossen, daß er dem Unbefangenen daraus so vollständig klar entgegentritt, wie er offenbar nur in dieser Absicht darin aufgenommen ist. Die Sage wollte gar nicht den Mythos verstummen machen; sie verwebte ihn nur in ihr Gewand und spann ihn in ihrer besonderen volksthümlichen Art weiter, während er sich zugleich daneben als Märchen seine ursprüngliche Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit auf's Beste für alle kommenden Zeiten bewahrte.

Wie hat aber die deutsche Heldensage den Urmythos vom Sündenfalle und der Erlösung in sich aufgenommen und auf eigene Hand weiter gebildet? Die beiden Hauptglieder der Handlung, die Gottheit und die Menschheit, welche in der Mythe bereits personificirt sind, erscheinen in der Heldensage vollständig vermenschlicht und namentragend als ein bestimmter Mann und ein bestimmtes Weib; ja die Sage faßte diese Charaktere so concret auf, daß fortan keiner von beiden als ausschließlicher Repräsentant der Gottheit oder der Menschheit angesehen werden darf. Beide tragen zwar das göttliche Ebenbild noch immer an sich, beide sind aber auch schon vom Hauche der Sünde berührt und individualisirt. Die nicht gewahrte Treue der Menschheit, des Weibes der Mythe, gegen Gott ist von der Sage weiter gestaltet zur Untreue des Mannes gegen das Weib. Offenbar hat nur der Umstand den Sigfried veranlaßt, der Brunhild zu entsagen und sich Kriemhild zuzuneigen, daß diese in echt weiblicher Zurückgezogenheit und Züchtigkeit erwachsen war, während jene, wie schon die an ihrem Hofe stattfindenden Kampfspiele bekunden, weit freieren Sitten huldigte; dennoch fand gerade durch Sig-

fried der Ausspruch des Herrn: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um Ehebruch, der bricht die Ehe!" in seiner vollen Ausdehnung bis auf das Brautpaar, seine Bethätigung. Nur durch Sigfrieds vorangehende Schuld des Verlassens seiner ihm feierlich Verlobten wird die schwarze That Hagens so weit gemildert, daß sie menschlich fühlenden Wesen wenigstens erträglich klingt; ohne jene Voraussetzung würde sie als völlig teuflischer Hohn unsere Heldensage im Kern vergiften.

Wie wir von Adam wissen, daß er das göttliche Wort: „der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen" bis auf die äußerste Spitze trieb: „Der Mann wird auch seinen Gott und Herrn verlassen, und seinem Weibe anhangen," so sehen wir es die Helden des Nibelungenliedes und vor allen Hagen mit dem alttestamentlichen Gebote thun: „Du sollst Gott deine Eide halten." In Hagen hat die deutsche Volkspoesie die Mannentreue personificirt, und zwar in der Steigerung bis zu jener höchsten, frevelhaften Potenz, die ihren prägnanten Ausdruck in dem landläufigen deutschen Sprüchworte gefunden hat: Herrendienst geht vor Gottesdienst.

Solcher Gestalt windet sich die erste sündliche That des Mannes im Nibelungenliede ab. Kriemhild's fernere Geschichte betont daneben die nach dem im Mythos geschilderten Falle des Weibes eingetretene Unfähigkeit selbst der reinsten der Frauen, fortan ohne männliche Leitung sicher zu wandeln; denn durch nichts anderes war die Tragödie am Etzelhofe ermöglicht, als durch die energielose Haltung des alternden Etzel gegenüber der in ungemindertem Wittwengrimme wüthenden, noch immer jugendlichen Kriemhild. Als versöhnenden Gegensatz zu dieser Unholdin stellte das niederdeutsche Epos jenen edlen Frauencharakter Gudrun auf, die, einen Sigfried tief beschämend, schon als Braut die höchste unverbrüchliche Frauentreue bewährte.

Vergleichen wir diesen Gesammt-Reichthum des deutschen Volks- und Familien-Lebens, wie er sich in unserer Heldensage kund giebt, auch nur flüchtig mit den Zuständen andrer Nationen und sei es selbst mit denen des auserwählten Volkes, so müssen wir in Demuth bekennen: der Herr hat Großes an uns gethan. Einer Gudrun läßt sich aus dem ganzen alten Testamente nur Ruth annähernd vergleichen; und diese war heidnischen Stammes.

Größeres hatte bis zu Christi Erscheinen der Erdkreis nicht gesehen, als das in der Fremde gefangen gehaltene Weib, standhaft duldend und treu ausharrend bis zur Stunde seiner Erlösung.

Aus dieser Darstellung erhellt zugleich, daß unser deutsches Volk durch seine Heldensage ganz vorzüglich vorbereitet war für die Annahme des Christenthums, oder richtiger, daß es ihm geradezu im Voraus bestimmt war, mit der Bekehrung zum Christenthume den rothen Faden in geschichtlicher Zeit wieder fest aufzunehmen, der als Mythe durch seine Sage läuft, und den es während der Jahrtausende seiner eigenartigen Entwickelung nie gänzlich außer Acht gelassen hatte.

Hier am Schlusse unsrer Betrachtung möge nur noch flüchtig angedeutet werden, wie die deutsche Volkspoesie das vorstehend beleuchtete Verhältniß der Mythe zur Sage und Geschichte in ureigenster Weise zu jenem allbekannten und mit Recht beliebten Volksmärchen „Aschenbrödel" dichterisch gestaltet hat. Die Tochter der ersten Mutter, unsere Mythe, übertrifft alle ihres gleichen und, nachdem ihre Spur verfolgt und sicher erkannt ist, sogar daheim im eigenen Hause jene immerhin strahlenden

Jungfrauen, die deutsche Sage und Geschichte, die, wenigstens in ihrer jetzigen literarischen Gestalt, erst erzeugt sind aus zweiter Ehe, nämlich aus dem Zusammentreffen und der Berührung des deutschen Volksgeistes mit der ganz vorzüglichen Sprachgewandtheit der Völker des klassischen Alterthums.

Nachschrift.

Es ist mir unmöglich, dies Schriftchen aus der Hand zu geben, ohne das dritte Märchen wenigstens noch berührt zu haben, welches mit „Dornröschen" und „Aschenputtel" die große Trilogie unseres Volksmythos bildet, ich meine „Schneewittchen." In diesen drei lieblichen Tableaux stellt uns die Volksdichtung den Entwicklungsgang des deutschen Volkes zauberhaft schön und klar vor Augen und dringt mit ihren Mahnungen und Warnungen zu Herzen wie keine andere Schrift der Welt. — Während aber „Dornröschen" noch aus der indischen Urheimath herstammt, wurzeln die beiden andern bereits völlig in deutscher Erde; auch diese sind jedoch zu ganz verschiedenen Zeiten entsprossen, „Aschenputtel" noch vor der völligen Bekehrung der Deutschen zum Christenthum, „Schneewittchen" entschieden erst nach der Vollendung dieses für die gesammte Menschheit so hochbedeutsamen Vorganges.

Schneewittchen ist die personificirte christliche Kirche, wie sie uns Deutschen vom jüdischen Volke durch Roms Vermittelung über unsere Alpenberge gekommen ist; und nur der Sänger eines „Heliand“ konnte in dem ewig schönen, weil ewig wahren und einfach kindlichen, Lobpreis sein Herz ausschütten: „Ei, du mein Gott! Ei, du mein Gott! Was ist das Kind schön!“ Was aber unser deutscher Volks-Prophet den Seinen im Voraus verkündigt hatte, das wurde durch Gottes Fügung erfüllt: Ein Königssohn, Luther, ist gekommen und hat von den sieben Zwergen, den sieben Kurfürsten Deutschlands, die schlummernde Braut geworben, und erst auf seinen Schultern ist unser herrlichstes Kleinod vom Genusse der vergifteten Frucht völlig genesen, und wird, so Gott will, nie wieder unter den Ränken falsch geleiteter Spekulation, dieser eigentlichen Erbfeindin und bösen Stiefmutter des lebendigen Glaubens, ernstlich zu leiden haben.

Der Verfasser.

Die gebräuchlichsten Choräle
mit Text nach dem Berliner Gesangbuche,
für Schulen methodisch geordnet
von
Hermann Küster,
Königl. Musikdirector und Organist der Hof- und Domkirche.
Zwei Hefte.
Heft I. geh. 4 Sgr.
Heft II. geh. 7½ Sgr., in Parthien nur 5 Sgr.

Zweiundfünfzig
der
gebräuchlichsten Choräle
mit Text nach dem Berliner Gesangbuche,
leicht ausführbar
für vierstimmigen Männerchor gesetzt
von
Hermann Küster.
Preis geheftet 7½ Sgr.

Vier Lieder
für gemischtes Gesang-Quartett.
Eine Weihnachts- und Neujahrsgabe
von
Hermann Küster.
½ Bogen. Preis 1½ Sgr.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.